

Humanität und Nächstenliebe in Geschichte und Literatur

Autor(en): **Meyer, Karl Alfons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **77 (1968)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975197>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Humanität und Nächstenliebe in Geschichte und Literatur

Dr. Karl Alfons Meyer

Wer so «human», das heisst so menschlich gesinnt war, nach dem letzten Weltkrieg an Frieden zu glauben, wird heute täglich furchtbar enttäuscht, ja zu tiefem Mitleid gerührt. Denn wenn jetzt auch nicht aus Europa, so vernennen wir doch fortwährend aus dem Nahen Osten, aus Westen und Süden erschreckende Nachrichten. Allzu oft scheint das Rein-Menschliche zu versinken. In vielen Ländern verliert sich immer mehr die einst wenigstens unter den sogenannten Kulturvölkern selbstverständliche, auch einem Feind gegenüber gewährte Zurückhaltung und Achtung. Vor allem der auch Unbewaffnete, Kranke, Frauen, Kinder nicht schonende Luftkrieg verwischt oft jene Grenzen, die durch Christentum und Kultur bei allem Verstehen der Kriegsnotwendigkeiten für immer festgesetzt schienen. Die in Trauer Versenkten werden zum Hass aufgerufen, als ob dieser sie ihr Los leichter ertragen liesse. Es kommt vor, dass gefangene Flieger hingerichtet werden. Ihre schwere Pflicht erfüllende Soldaten werden als Mordbrenner verflucht für tapfere Taten, die man vielleicht früher im Kino bewunderte, solange nur andere darunter litten. Doch keiner der Kriegführenden und selten ein Neutraler ist noch imstande, vorurteilslos zu denken.

Ein zweiter Grund für die zunehmende Grausamkeit ist das allzu oft gerühmte Partisanen- und Untergrundwesen. Nach unserer Ueberzeugung liegt in ihm die Schuld dafür, dass militärische Entscheidungen zu grausamem «Volkskrieg» ausarten müssen mit seinen heimtückischen Ueberfällen und dem Mitkämpfen von Greisen, Frauen, Kindern; Angriffe aus dem Hinterhalt führen dann fast notwendigerweise zu Einäscherungen ganzer Dörfer, zu Geislerschiessungen und anderem mehr.

Mit der rasenden Entwicklung der Technik sind die Vernichtungsmöglichkeiten unendlich gewachsen. Je fortgeschrittener eine Nation ist, über desto zahlreichere verfügt sie. Im Gegensatz hierzu könnte man an die Tiere denken, an Mammut, Bären oder Eber, deren Verteidigungswaffen heute noch die gleichen sind wie zur Zeit der Höhlenmenschen. In weit geringerem Grade als die zerstörenden nahmen die heilenden und helfenden, die moralischen wie medizinischen Wirkungserfolge zu.

Hat die Moral sich gewandelt, ist die Nächstenliebe gewachsen, haben sie Schritt gehalten mit den technischen Wundern? Leider müssen wir es bezweifeln. Nur eine herrliche Ausnahme werden wir feststellen. Sie wird zeigen, dass wir nicht trostlos bleiben müssen.

Versuchen wir einige Züge zu entdecken, die beweisen, wie Humanität und Nächstenliebe da und dort sich betätigten, schon vor dem göttlichen Beispiel Christi. Sein

Gleichnis vom Samariter ist gewiss reinste Blüte neuer Religion und Weltanschauung. Ihr war die tiefe innere Umwandlung zu verdanken, die schliesslich ganze Völker ergriff. Keine andere Religion ging so weit, Mitleiden auch auf den Feind auszudehnen und zu fordern, Beleidigungen mit Wohltaten zu erwidern. Anstelle des früher geltenden *jus talionis*, des Vergeltungsrechtes Auge um Auge, Zahn um Zahn, ist das edle Gebot der Vergebung und Gnade getreten. Doch lange vor Christus erkannte schon altindisches Denken, dass Begehren und Leiden allen gemeinsam ist; überall findet der Tiefblickende gleichen Willen, gleiches Weh – «Tatvamasi»: das bist Du! Nie wird es auch der allerbesten Gesellschaftsordnung, dem wohlgeordnetsten Staat, den bestausgebauten Versicherungen möglich sein, Unglück, Streit, Leiden und Krankheit aus der Welt zu schaffen. Immer wird es Gesunde und Kranke, Starke und Schwache, Gescheite und Dumme geben. Weder Geschichte noch Natur berechtigen zum fatalen Glauben, es gäbe ewig gültige und allumfassende Organisationen von «Freiheit» und «dolce vita». Wer eine Geschichte der Humanität erforschen könnte, dürfte Religionsstifter wie Buddha in Indien und Lao-Tse in China nicht vergessen, der im 5. Jahrhundert vor Christus lebte. Statt des alle Menschen zu Güte, Mitleid und sinnvollem Leben mahnenden Lao-Tse herrscht heute eher Mao-Tsetung. Die Lehre jenes Grossen sucht die Menschen so zu erziehen, dass sie täglich und überall helfen und dienen wollen; sie sehen Sorge und Kummer im kleinsten wie grössten und tun das Notwendige, «alles, was Not wendet». «Dienen!» ist das einzige, aber ergreifende Wort, das im letzten Akt des Mitleidsdramas «Parsival» Kundry noch zu sagen hat. Einst hat Marguerite Reinhard in dieser Zeitschrift einige Fälle solchen Helfens aufgezählt: «Ein Kind hat sich verirrt und findet den Heimweg nicht; es wartet auf eine Hand, die es führen wird. Ein Regenwurm droht auf der trockenen Asphaltstrasse zu verdorren und wartet auf eine Kinderhand, die ihn ins feuchte Erdreich bringt. Eine Pflanze dürstet nach Wasser und wartet auf den Blick, der ihre Not erkennt, auf eine Hand, die ihr Labung spendet. Täglich warten Tausende und Tausende von Wesen auf ein Herz, das sich ihrer Not und ihrer Sorge öffnet.» Im Zeitalter der Minnesänger kam es vor, dass ein Reiter vom Pferd stieg, um einen hilflos auf dem Rücken zappelnden Käfer umzukehren. Im neuen Buch Schwendimanns über die neuseeländische Dichterin Katherine Mansfield wird von ihrer Liebe für Blumen erzählt; sie schrieb: «Ich erinnere mich an einen späten Frühling. Mitten in der Nacht

schlich ich mich aus dem Haus, um ein Schneeglöcklein, das am Tag zuvor erblüht war, mit einer Decke vor der Kälte zu schützen.»

Dürfen solche Züge nicht erwähnt werden, wenn man von Nächstenliebe und Humanität sprechen soll?

Das Wort «Humanität» wird oft missbraucht. Lange nicht alle, die es beanspruchen oder politisch verwenden, besitzen wirklich Humanität. Es ist auch nicht mit dem Wort «Humanismus» zu verwechseln, einer zwar durchaus edlen Erscheinung, die aber im Grund literarischer Art war und vor allem das Wiederaufblühen, ja eine Renaissance klassischer Gelehrsamkeit erstrebte. Der auch im «Roten Kreuz» weltbekannte Carl J. Burckhardt hat Humanisten wie Erasmus von Rotterdam und den Nürnberger Willibald Pirckheimer geschildert und deren Bestreben, «das Dauernde, das Wirkliche aller Zeiten zu umfassen und in diesem voll und stark und ohne Furcht zu leben. Dies ist ewiger Humanismus».

Weit älter als dieser «Humanismus» ist sicher die «Humanität». Am gewissensten im Sinn, den Herder ihrem Ursprung, der Mütterlichkeit, zuerkennt: «Den grössten Unmenschen zähmt die väterliche und häusliche Liebe; denn auch eine Löwenmutter ist gegen ihre Jungen freundlich. Im väterlichen Hause entstand die erste Gesellschaft, durch Bande des Blutes, des Zutrauens und der Liebe verbunden. Also auch um die Wildheit der Menschen zu brechen und sie zum häuslichen Umgange zu gewöhnen, sollte die Kindheit unseres Geschlechtes lange Jahre dauern; die Natur zwang und hielt es durch zarte Bande zusammen, dass es sich nicht, wie die bald ausgebildeten Tiere, zerstreuen und vergessen konnte. Nun ward der Vater der Erzieher seines Sohnes, wie die Mutter seine Säugerin gewesen war, und so ward ein neues Glied der Humanität geknüpft.» (Aus den «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit»).

Es liegt uns fern, dieses mütterliche Gefühl als Urgrund aller Humanität zu bezweifeln. Aber wir überschätzen es nicht insofern, als es uns eine Selbstverständlichkeit scheint und nicht frei von Egoismus ist. Mütterliche Sorge ist das allerverbreitetste Sinnbild selbstloser Liebe; es war und ist allen Zeiten und Räumen gemeinsam, ja auch den Tieren. Man muss beobachtet haben, wie etwa ein Birkhuhn Wanderer von seinen Jungen fernzuhalten sucht, indem es trotz Todesangst jene umflattert und vom Nest wegführen will. Beim Menschen würde man bei solchem das eigene Leben nicht achtenden Schützen der Kinder von edler Humanität sprechen. Wie soll man es bei Tieren nennen? «Animalität» würde den Sinn kaum erfassen. Aber es kann uns nachdenklich stimmen

und über Begriffe wie «menschlich» und «tierisch» nachdenken lassen. Ueber die im Grunde den Kindern, den Jungen, der eigenen Familie geltenden Wohltaten wäre als Ziel anzustreben, dass sie auch Fernerstehenden erwiesen werden, dass Altruismus den Egoismus bändigt. Herder wie Lessing können als Begründer der Weltanschauung gelten, die in der «Erziehung des Menschengeschlechts» an eine Entwicklung der menschlichen Natur zur Achtung jeder andern Persönlichkeit denken, wobei auch Rousseaus Naturlehre und Kants kategorischer Imperativ mitwirken sollen, das Humanitätsideal zu erreichen.

Wir müssen uns damit begnügen, einzelne Züge erwachender Humanität zu entdecken. Als einen urältesten empfinden wir es, wenn in der «Ilias» um 1000 vor Christi Geburt Achilleus seinen grimmigen Hass überwindet und auf das Flehen des greisen Vaters seines Todfeindes Hektor ihm dessen Leiche zu würdiger Bestattung übergibt. Greifen wir mehr als zwei Jahrtausende später aus der ältesten deutschen Dichtung Beispiele mitleidenden Menschentums heraus. Als solches zeigt sich die Barmherzigkeit des Bauernmädchens im «Armen Heinrich» des Hartmann von Aue. Um den von Aussatz ergriffenen Herrn zu retten, dessen Heilung nur durch das Herzblut einer Jungfrau erwirkt werden kann, ist das von tiefem Mitleid ergriffene Mädchen zum Tode bereit. Auch im «Willehalm» des Wolfram von Eschenbach zeigt sich eine frühe Regung humanen Wirkens: Während noch ganz Europa die Mohamedaner als «Ungläubige» hasst und vernichten will, weist Willehalm auf deren ritterliche Tugenden hin; er schützt die Leichen sarazenischer Gefallener und sorgt für ihre Bestattung. Das ist eine auffallende Gesinnung; denken wir, wie noch 1444 die wackeren Verteidiger Greifensees nach der Uebergabe der Burg an die Schwyzer als Gefangene alle enthauptet wurden! Edel aber berührt es, dass 1318 die Solothurner die in der Aare versinkenden Krieger des feindlichen Herzogs Leopold retteten; edel auch von diesem, dass er zum Dank die Belagerung aufhob. Am gleichen Ort stellte sich 1533 Schultheiss Wengi vor die auf die Andersgläubigen jenseits der Aare gerichteten Geschütze und verhinderte den Bürgerkrieg.

Die Religions- und Bauernkriege waren besonders grausam und nur Vorläufer des fürchterlichen Dreissigjährigen Krieges. Unmenschlichkeit herrschte. Doch Funken der Nächstenliebe waren gewiss nie erloschen; wir finden solche bei den grossen Dichtern jener Jahrhunderte, bei Shakespeare, Calderon, Racine. Nennen wir nur den wenig bekannten Friedrich von Spee, der als Geistlicher

in Würzburg innerhalb dreier Jahre mehr als zweihundert als Hexen oder Zauberer angeklagte Unglückliche zum Tode auf dem Scheiterhaufen vorbereiten musste. Er gewann dabei die ihn bedrückende Ueberzeugung, keinen einzigen Schuldigen gefunden zu haben. Sein Gewissen drängte ihn, 1631 in der Schrift «Cautio criminalis» dem fürchterlichen Wahn entgegenzutreten. Er beschwor alle Obrigkeiten, Richter, Pfarrer, Anwälte, die sowohl von Protestanten wie Katholiken als «Hexen» verfolgten armen Frauen zu schonen. Der edle Jesuit Spee durfte seine Schrift nur ohne Namen herausgeben, er wäre sonst selber der Folterung und Verbrennung ausgesetzt gewesen; erst durch Leibniz wurde der Verfasser bekannt. Rousseau und Voltaire wären in einer Geschichte der Humanität zu rühmen; wir müssen uns aber begnügen, nur einige wenig bekannte Namen zu erwähnen. Gewiss darf hier Marivaux, ein Vorläufer Molières, genannt werden, wäre es auch nur des einen Satzes wegen: «Dans ce monde il faut être un peu trop bon pour l'être assez». Und dieses schöne Wort erinnert uns an ein ähnliches, das Dickens im Roman «Grosse Erwartungen» einen einfachen, ehrlichen Schmied aussprechen lässt. Dieser hatte erfahren müssen, wie oft seine Mutter vom Vater gequält worden war; ähnliches erlebt er nun selbst durch seine gehässige, ungerechte Frau. Aber er duldet deren bitterstes Benehmen; er mahnt seinen jungen Neffen: «Dies wünsch' ich dir sehr ernstlich einzuprägen – ich habe bei meiner armen Mutter so viel davon gesehen, wie sich ein armes Frauenzimmer plackt und schindet und ihr ehrliches Herz bricht, und doch ihr Lebtage weder Ruhe noch Frieden kriegt, dass ich die grösste Furcht hab', unrecht an einer Frau zu handeln, und ich will mich viel lieber 'n bisschen nach der andern Seite hin irren und selbst 'n bisschen Unannehmlichkeit zu leiden haben.»

Meine Mutter hatte die Romane von Dickens geliebt, so dass auch ich mir später alle zu verschaffen suchte. In ihnen allen findet sich wärmste Menschenfreundlichkeit. Nie ist das Los armer verlassener Waisen ergreifender geschildert worden, das Schicksal einer Verführten rührender beklagt, schlechte Schulen und Schuldgefängnisse schärfer verurteilt worden. Heute vermag man sich die Wirkung jener Geschichten und ihre Erfolge kaum mehr vorzustellen. Es wird berichtet, dass eine Menge von Leuten im New-Yorker Hafen zum Schiff, das aus England ankam und die neue Fortsetzung eines Romans von Dickens brachte, bang hinüberriefen, ob die kleine Nell oder Dora Spenlow doch nicht etwa tot seien und ob Oliver Twist sich wieder gefunden habe. Ja, Dickens

wurde geradezu bedroht, als er den elenden, verfolgten, misshandelten, todkranken Smike (im «Nicholas Nickleby») nicht gesunden und leben liess.

Der Name Harriet Beecher-Stowe muss erwähnt werden, weil ihre Geschichte «Onkel Toms Hütte» zur Aufhebung der Sklaverei und anständiger Behandlung der Neger anregte.

Bei uns gehen grosse «humane» Wirkungen von Pestalozzi und von Jeremias Gotthelf aus. Die gewaltigste, umfassendste, unvergängliche Wirkung verdankt aber die Welt dem *Roten Kreuz*. Es ist von allen internationalen Institutionen die einzige, die unbedingt notwendig und zutiefst allgemein menschlich und schweizerisch zugleich wirkt. Das Rote Kreuz ist über alle Kirchen wie auch jede Anti-Kirchlichkeit und jeden Atheismus hinweg das lebendigste Sinnbild echten Christentums und wahrer Menschlichkeit. Nichts Tröstlicheres als die von Dunant und dem Roten Kreuz erhoffte und weithin errungene Möglichkeit, dass in Not und Qual Feindschaft zu Brüderlichkeit wird. Nie vergesse ich, wie tief es mich als Knabe bewegte, im Buch des französischen Generals Margueritte über den Krieg von 1870/71 den Satz zu lesen: Ohne die preussische Sanität wären die französischen Verwundeten fast alle gestorben. Oder die Erinnerung Hindenburgs an ein Schlachtfeld bei Sankt Quentin 1917: Ein deutscher Schwerverwundeter stöhnt «Mutter!», da beugt sich ein englischer Gefangener zu ihm nieder, streichelt ihm die Wangen und versucht zu trösten «Mother comes . . .».

An Dickens erinnert der Braunschweiger Wilhelm Raabe, der zu Unrecht vergessen wird. Er verdient aber volle Beachtung als tragisch-humoristischer Dichter sowohl wie in seinen menschenfreundlichen Bestrebungen. Wohl wird noch etwa in unsern Schulen die Erzählung «Else von der Tanne» gelesen; auch da wird ein unschuldiges, liebes Mädchen als «Hexe» verfolgt. – Auch über Tolstoi müsste ein besonderes Buch geschrieben werden. Doch statt von modernen menschlichen und leider oft allzumenschlichen, oft von politischen Parteien gepachteten humanitären Bemühungen zu sprechen – schon der Raum verbietet es – möchten wir lieber nochmals ein paar frühe Regungen erwähnen, auch wenn die «Nächstenliebe» sich manchmal nur auf Tiere beschränkte. Um 1300 predigte Franz von Assisi, der ja auch in Sonne und Mond Bruder und Schwester begrüsst, den Vögeln und Fischen, wobei uns am merkwürdigsten scheint, dass alle ihm aufmerksam zuhörten. Das alte Volksbuch von den Haymonskindern erzählt rührend den Tod ihres Rosses. In Shakespeares Wald-Drama «Wie es euch gefällt» reut

es den Herzog, dass er die Hirsche, die eigentlichen Bürger des Waldes, verwundet, und ein Edelmann sagt vom melancholischen Jacques: «Er schwört, dass wir nichts als Tyrannen, Räuber und Schlimmeres noch seien, weil wir die Tiere schrecken, ja sie töten, in ihrem eigenen heimatlichen Wohnort.» Schon älteste deutsche Dichtung nimmt sich zu Herzen, was im Winter mit den Tieren im Walde geschehe, wenn die Laubbäume die Blätter verlieren und mit den bergenden Gebüsch auch die nährenden Kräuter fehlen. Um 1190 sagte Heinrich von Rugge: «Nû lange stêt diu heide val, die vogele trûrent überal.» Und Walter von der Vogelweide: «Dâ wir schapel (Blumenkränzlein) brâchen ê (früher), dâ lît nû rîfe und ouch der snê, daz tuot den vogelînen wê.» Zur Zeit letzten Laubfalls meinte Heinzelin von Konstanz: «Wô nement nû die vogele dach? Dâ man sie hiure (hür, heuer) sitzen sach, dâ stiubet (stäubt) nû der kalte snê. Owê wâ sulnt si jârlano mê die kalte zît vertriben? Wâ sulnt si belîben sunder stuben und âne viur (ohne Für, Feuer)? Und heten si gewizzen (gewusst) hiur (hür, heuer), waz si noh solten hân erliten, sie heten gesanges vil vermiten.» – Ja, auch viele Menschen würden oft Gesang und Uebermut vermeiden, wüssten sie, was ihnen noch an Leiden bevorsteht.

Tief und tragisch spricht sich eine Menschen und Tiere umfassende «Nächstenliebe» in einem berühmten Gedicht oder Brief von John Keats aus: «Lieber Reynolds, ich weiss um eine geheimnisvolle Mär und kann sie doch nicht sagen. Die erste Seite las ich, als ich auf einem muschel- und seegrasüberzogenen Felsblock inmitten der Brandung sass. Es war ein friedlicher Abend. Still war's in den Klippen. Die weite See wob ruhig einen Silberaum aus Gischt längs des flachen braunen Sandstrandes. Ich fühlte mich wohl und hätte sehr glücklich sein können; aber ich sah zu weit in die See, wo jeder Magen immer fort und fort vom andern lebt, der grössere vom kleineren. Ich sah zu deutlich einer ewigen, grausamen Zerstörung auf den Grund und war drum weit entfernt vom Glücklichein. Noch immer leide ich darunter. Obwohl ich heute junge Frühlingsblätter und bunte Blumen pflückte, Immergrün und Walderdbeeren, habe ich doch noch diese grausige Zerstörung vor Augen: den Haifisch auf seinem furchtbaren Raubzug, den Habicht im Stoss, und das sanfte Rotkehlchen, das einen Wurm verschlingt, als sei es ein Panther oder Jaguar.»

«... Getrübt ist unser Glück, wenn wir hinaussehen über unsere Grenzen – dann zwingt's uns, unterm Sommerhimmel zu klagen und vergällt uns den Gesang der Nachtigall.»

Der grosse Physiognom und Philosoph Rudolf Kassner erzählte mir einst eine altindische Legende: Ein König sieht, wie ein ihm feindlicher Fürst zu unerhörter Qual verdammt ist. Aus einem Gefäss sickern glühende Tropfen auf das Hirn des der Hölle Verfallenen. Der König vermag diese Strafe nicht anzusehen – lieber lenkt er die Tropfen auf sein eigenes Haupt. Im Augenblick, da er das Gefäss von jenem weghebt und über sich befestigt, versinkt die Hölle. – Würde solches Mitleiden je erfasst und allgemein werden, dann wäre die Hölle vernichtet, dann wären Kriege nie mehr möglich, dann würden auch Not und Krankheit sich mildern, die Aufgabe des Roten Kreuzes wäre erfüllt.

